Ein ungelöstes Räthsel.

Episode aus dem Bürgerkriege, von W. v. Schierbrand.

Kurz nachdem Fort Sumter gefallen war, ließ sich auch Pete Ryder, ein Coloß von einem Vollblutneger, anwerben. Pete's Mutter, die alte „Tante" Martha, betrieb damals mit großem Geschick eine Weißwäscherei in Baltimore, und obwohl sie bisher genug verdient hatte, um ihren riesigen Sohn sammt seinem entsprechenden Appetit zu nähren, so war es ihr doch nicht gerade unlieb, als der junge Mensch in den Krieg zog. Jedermann glaubte ja damals, daß der Süden innerhalb weniger Monate auf den Knieen liegen und der Friede wieder hergestellt sein werde. Außerdem lief Pete Gefahr, ein völliger Tagedieb zu werden, denn er bezeigte keine Lust zu irgend einer nützlichen Thätigkeit. Ehe er abmarschirte, zeigte sich Pete seiner Mutter, die gerade über einem Busenhemde in ihrer kleinen, höllenheißen Cabine in der Mulligan Alley schwitzte, und ließ sich gebührend bewundern. Der hünenhafte Bursche mit seinen breiten Schultern und mächtigen Fäusten machte in der kleidsamen Uniform auch einen sehr kriegerischen Eindruck, und die ganze Mulligan Alley lief zusammen, um ihn zu bewundern. Als guter Sohn ließ der junge Riese seiner alten „Mammy" auch eine Zwanzigdollar-Note von seinem Anwerbegeld, und so zog er wohlgemuth fort, in der Hoffnung, nächstens mit dem Range eines Colonels, mit breiten goldenen Litzen besät, wiederzukehren und sein übriges Leben mit Eleganz und Würde als Gentleman zu verbringen. Goldene Träume!

Seine Mutter hat niemals die Stunde vergessen, wo sie vor der Thür ihres Häuschens im grellen Sonnenlicht stand, die Hand schützend vor die Augen gelegt gegen das blendende Licht, und ihrem Sohne nachsah, wie der so stolz und jugendstark hinaus schritt, einem Leben der Ehre und der Abenteuer entgegen.

* * *

Pete Ryder war in ein Infanterie-Regiment gesteckt worden, das zum Corps des Generals McClellen gehörte. Seine ungewöhnliche Größe und Stärke sicherten ihm einen Platz als einer der Flügelmänner im ersten Zug.

Während verschiedener Scharmützel hatte er sich mit Besonnenheit und mit mehr Courage benommen als die meisten seiner Stammesgenossen im Regiment, die eine unüberwindliche Scheu vor dem Pfeifen der Kugeln zu haben schienen. Captain Wagstaff, sein directer Vorgesetzter, bezeugte dem blutjungen Riesen ein gewisses Wohlwollen und beförderte ihn schon nach einigen Wochen zum Corporal.

So kam der für den Norden verhängnißvolle erste Tag von Bull Run. Noch heute steigt manchem Unionssoldaten von damals die Röthe der Scham in's Antlitz, wenn er an die schmachvollen Scenen denkt, die sich damals innerhalb der großen nördlichen Armee abspielten. Jene Schlacht ist ja genügend und oft beschrieben worden, sowohl von amerikanischer wie auch fremdländischer Feder, und Jedermann findet es heute begreiflich, daß eine so undisciplinirte Armee, die zu mehr als neun Zehnteln aus Rekruten und jungen Farmerburschen bestand, frisch weg vom Pflug geholt, nicht gegen die besser geübten Truppen des Südens Stand hielt, namentlich da letztere auch meisterhaft geführt wurden und von Fanatismus entflammt waren. Genüge es zu sagen, daß mitten im Feuer auch das Regiment, zu dem Pete Ryder gehörte, von der Panik erfaßt wurde und spornstreichs vom Schlachtfelde lief. Alle Bande der Disciplin, aller militärische Gehorsam hatten momentan aufgehört, und das einzige Losungswort war: Rette sich wer kann! Pete hatte sich auch bei dieser Gelegenheit gut benommen und sein Möglichstes gethan, um die Kameraden zum Aushalten zu bewegen. Natürlich umsonst, und plötzlich sah er sich fortgerissen und unaufhaltsam gestoßen, mitten unter dem dichten Gewühl schreiender, wüthender, vor Furcht wahnsinniger Menschen, die die Waffen fortwarfen und das Gepäck von sich schleuderten, nur dem einen Triebe der Selbsterhaltung folgend.

Es läßt sich denken, daß Niemand an jenem schrecklichen Tage, während der rasenden Flucht, besonders auf Pete Ryder, den armen, unwissenden Negersoldaten, geachtet hat. Er bildete eben nur eine einzige kleine Welle in dem unermeßlichen Strome der Flüchtenden. Verschiedene Soldaten seines Regiments hatten hinterher behauptet, Pete sei mitten in der Flucht gestürzt und habe sich mit der Hand nach dem Kopfe gegriffen, als habe ihn da eine Kugel oder ein Granatsplitter getroffen. Dann sei er mit großer Mühe wieder aufgestanden und sei weitergelaufen.

* * *

Wie dem auch sei, Pete Ryder war seit der Schlacht bei Bull Run spurlos verschwunden. Alle Nachforschungen, die seine alte Mutter nach ihm anstellte und die sie mit großer Hartnäckigkeit mehrere Jahre lang fortsetzte, blieben ohne Erfolg. Die alte Frau ließ sich sogar die Mühe nicht verdrießen, nach Washington zu fahren und Präsident Lincoln persönlich aufzusuchen, der sie mit seiner gewöhnlichen Güte und Leutseligkeit aufnahm und anhörte und versprach, Nachforschungen nach dem Verbleib ihres Sohnes anstellen zu lassen. Aber auch diese Nachforschungen blieben vergebens. Pete Ryder war verschollen. Man nahm an, daß eine verirrte Kugel ihn an jenem Tage auf der Flucht getroffen und getödtet haben müsse und daß seine Leiche eine von jenen sei, die man nach der Schlacht sanglos und klanglos eingescharrt hatte. Seine alte Mutter hoffte noch geraume Zeit, daß der Vermißte doch noch eines Tages auftauchen werde, aber als Jahr um Jahr verging, schließlich der gräßliche Bürgerkrieg aufgehört hatte und die Friedensglocken allüberall im Lande läuteten, ohne daß ihr Sohn zum Vorschein kam, da betrauerte sie ihn als einen Todten. Schmerz und Gram zehrten an dem Herzen der armen Alten, und dazu stellten sich die Beschwerden des Alters ein, sodaß es nicht zu verwundern war, wenn sie im Jahre 1872 in Baltimore starb.

* * *

Captain Wagstaff, der die Compagnie befehligt hatte, in der Pete Ryder gestanden, wurde zwar mehrmals im Verlaufe des langen Krieges verwundet, aber er genas jedesmal rasch, und seine Verwundungen hinderten nicht ein rasches Avancement.

Bei Antietam erwarb er sich den Oberstenrang und als er bald nach Appomattox verabschiedet ward, da trug er den stolzen Titel eines Brevet-Generals mit in's Civilleben. Seinem Berufe nach war er eigentlich Arzt gewesen, und diese Thätigkeit nahm er wieder auf, als es Frieden war. Er ließ sich in einer kleinen Stadt im westlichen Missouri nieder, heirathete bald sehr glücklich, und seine Praxis besserte sich schnell in dem Maße, daß er recht wohlhabend wurde. Viele Jahre gingen so dahin, und Dr. Wagstaff hatte es zu bedeutendem Ansehen und Einfluß gebracht in jenem Theile seines Adoptivstaates. Im Jahre 1891 wurde er vom Gouverneur von Missouri zum Mitglied einer Behörde ernannt, die die Hospitäler, Irren- und Armen-Asyle des ganzen Staates in regelmäßigen Zwischenräumen zu inspiciren hatte. Bei dieser ehrenvollen Thätigkeit gelangten die Herren von der Commission auch nach St. Louis, wo sie unter anderem die Anstalten besuchten, die zur Aufnahme farbiger Mitbürger dienen, und in dem Irrenasyl für Farbige wurde eine ganz besonders genaue Untersuchung angestellt.

Dr. Wagstaff mit zwei anderen Herren der Commission stand schließlich auch vor dem Guckloch einer Einzelzelle, die nur einen einzigen Insassen enthielt. Es war, nach dem Bericht des Anstaltsarztes, ein ganz eigenthümlicher Fall. Der irrsinnige Neger da drinnen, der in wachem Zustande niemals sprach und nur fortwährend nach Rechts hin sich an der weißgetünchten Mauer seiner Zelle hinschob, war sonst völlig normal und gesund, aß mit gutem Appetit und schlief des Nachts so fest und lange wie ein ermüdeter Arbeiter. Aber er war stumm und theilnahmlos gegen Alles, schien nicht das geringste Verständniß für irgend etwas zu haben und war durch nichts von seiner eigenthümlichen Liebhaberei, fortwährend dicht an der Wand um die Zelle zu streifen, abzubringen. Dr. Wagstaff und seine zwei Collegen beaugenscheinigten den Irren, der sich nicht um sie bekümmerte, sehr genau. Die colossale Statur des Negers, dem die krausen Wollhaare jetzt schon in schneeigen Flocken um den runden Kopf hingen, fiel ihm auf. Wo hatte er nur diesen Mann schon gesehen? Der Anstaltsarzt machte die Herren darauf aufmerksam, daß von dem beständigen Berühren des Kopfes rings um die Wand der Zelle die weiße Tünche eine schwarze Linie zeigte, so fein wie ein Haar beinahe, aber doch deutlich erkennbar.

„In der That, ein eigenthümlicher Fall," sagte Dr. Wagstaff laut.

* * *

Der Klang seiner Stimme mußte das Ohr des Negers berührt haben. Blitzschnell wandte er sich um und starrte den Sprechenden mit weit aufgerissenen, erschreckten Augen an. Seine Lippen öffneten und bewegten sich, aber kein Ton drang daraus hervor. Dann schüttelte er unmuthig den Kopf und nahm seine rastlose Wanderung wieder auf.

Der Anstaltsarzt wurde gefragt, unter welchen Umständen der Patient eingeliefert worden und wie lange er schon daselbst sei. Seit vielen Jahren, sagte dieser. Wie er ursprünglich dahin gelangt sei, das wisse er nicht genau, habe es aber von seinem Vorgänger, der nun verstorben sei, gehört. Demzufolge sei dieser Mann auf dem Lande aufgegriffen worden, wo ihn Niemand gekannt habe. Er sei in der Gegend augenscheinlich fremd und unbekannt gewesen, und noch heute wisse Niemand seinen Namen und seine Herkunft, da er selbst entweder nicht sprechen könne oder wolle. Er sei in der Anstalt nur als No. 77 bekannt. So weit wiederholte genaue ärztliche Prüfungen ergeben hätten, fehle dem Patienten körperlich gar nichts. Welches sein Gehirnleiden sei, das ließe sich wohl erst nach seinem Tode feststellen.

Aufmerksam hatte Dr. Wagstaff diesem Berichte gelauscht. Die Sache war ihm räthselhaft. Im Interesse der Wissenschaft erbat er sich die Erlaubniß, am nächsten Morgen eine gründliche Untersuchung an No. 77 vornehmen zu dürfen.

Die Untersuchung fand pünktlich statt, aber trotz aller Bemühung gelang es zuerst nicht, irgend eine Ursache für die geistige Löhnung der körperlich riesenhaft veranlagten Mannes zu finden. Erst als man den Patienten mit Chloroform betäubte und nun genau seine Schädeldecke besichtigte, entdeckte Dr. Wagstaff eine eigenthümlich verhärtete Stelle dicht über der linken Schläfe.

Mit Erlaubniß des Anstalts-Direktors wurde zu einer Trepanirung geschritten, und da entdeckte man wirklich die Ursache der linksseitigen Lähmung des Gehirns. Sie rührte von einer unbedeutenden Wunde her, die aber vernarbt und verhärtet war im Laufe der Jahre und die einen Druck auf die eine Seite des Gehirns ausübte und die ganzen Denkfunktionen sowie das Gedächtniß paralisirte.

Sofort nach der Entfernung der Geschwulst kehrte auch die geistige Thätigkeit zurück, die der Patient einst besessen. Auf die Frage nach seinem Namen erwiderte er: „Pete Ryder, — — —tes Regiment, Compagnie C, Captain Wagstaff."

Da fiel es Dr. Wagstaff wie Schuppen von den Augen. Der Mann mit dem weißmelirten Kraushaar vor ihm war der einst verschollene, lustige Recrut Pete Ryder, den er zum letzten Mal auf der Flucht nach der Schlacht bei Bull Run zu sehen bekommen hatte.

„Pete, kennst Du mich noch?" frug Dr. Wagstaff mit zitternder Stimme, denn dieses Wiedererkennen muthete ihn beinahe so an wie die Auferweckung des Lazarus.

„Es scheint mir so, Boß," erwiderte Pete mit unsicherer Stimme.

Um es kurz zu machen, will ich nur noch erwähnen, daß Pete Ryder von seinem ehemaligen Captain nach dessen Heimath mitgenommen ward, wo er sich als Pferdeknecht und Kutscher bald in seinem Elemente fühlte. Aber man hat niemals etwas darüber in Erfahrung bringen können, wohin Pete Ryder nach der Schlacht bei Bull Run gerathen war, ob er, unter dem Einfluß der theilweisen Gehirnlähmung in einem Stück bis nach Missouri gelaufen war oder ob er erst noch andere Abenteuer erlebt hatte. Dieser Theil seines Lebens ist für ihn und für alle anderen ein ungelöstes Räthsel geblieben.

Der schlaue Piccolo.

Ich schickte einmal in der ganzen Stadt herum um Kleingeld aufzutreiben, konnte jedoch trotz aller Mühe nur sehr wenig erhalten. Da kam meinem Oberkellner Karl der Gedanke, sich welches beim Mauteinnehmer zu verschaffen. Er schickt also den Piccolo, der als der größte Ausbund bekannt war, zu dem Mautner, gibt ihm Banknoten mit und sagt, er solle ja recht bald wieder kommen. Wir waren wirklich Alle erstaunt über die sonst nie gewohnte Pünktlichkeit des Burschen, er brachte sein Kleingeld pünktlich. Es dauerte aber keine halbe Stunde, so erhalte ich einen Brief von Mautner Schermaul mit nachstehendem Inhalt:

Sehr geehrter Herr Macker!

Es ist wirklich sehr bedauerlich, daß Sie so einen Gassenbuben zu einem Kellner ausbilden lassen. Der Bursche hat beim Verlassen meines Hauses aus meinem Garten die schönsten Trauben gestohlen, ich ersuche Sie daher, diesen Buben zu strafen. Mit freundlichem Gruß

M. Schermaul, Mautner.

Ich konnte meinen Zorn kaum bemeistern. Ich rief dem Oberkellner und ließ ihn Schermauls Schreiben lesen. Da sagte der: „Herr, wenn Sie diesen Kerl noch so sehr durchhauen, so weiß Herr Schermaul nichts davon. Das Beste wäre, wenn er ihn selbst hauen könnte. Wir schicken den Buben selbst zu ihm zur Züchtigung. Gesagt, gethan. Ich schreibe sofort an Schermaul folgende Zeilen:

Sehr geehrter Herr!

Es ist mir unendlich leid, daß dieser freche Spitzbube Sie Ihrer Weintrauben beraubte. Ich schicke Ihnen deshalb zu Ihrer Abkühlung den Burschen selbst. Er hat gleich das Rohr, mit welchem Sie den Ueberbringer züchtigen wollen. Achtungsvoll

M. Macker.

Darauf gab ich meinem Oberkellner den Stock und den Brief, damit er beides durch den Buben an die Adresse bringen lasse. Doch Fritz, schlau wie die Möglichkeit, schien sofort eine Falle zu ahnen.

Es dauerte kaum eine halbe Stunde, war Fritz schon wieder da, und als ich ihn um die Antwort Schermauls fragte, erwiderte er, daß er gesagt habe, es sei schon gut. Im selben Augenblick kam Frau Sarah Veidl mit ihrem Sohn Benjamin zur Thür herein. — Ich fragte die Frau, was sie wünsche, da begann sie im Klageton, daß mein Bursche ihren Sohn mit einem Brief und Stock zum Schermaul schickte, wofür er ihm als Belohnung ein kurzes Cigarrl gab. Schermaul habe den Brief gelesen und habe den Buben mit dem Stock ganz furchtbar durchgehauen, und als sie ihn deshalb zur Rede stellte, zu ihr gesagt, daß ich ihren Benjamin zu ihm geschickt habe.

So umging der schlaue Fritz die ihm zugedachte Strafe. Benjamin hat jedoch Botengänge nicht mehr übernommen.

— Vereinfachung. Sergeant (beim Unterricht über militärische Disciplin): „Wenn ich sage „Uff!", da stehen de Gemeenen uff; wenn ich sage: „Uff, uff!", da stehen de Gemeenen und de Gefreiten uff; wenn ich aber sage: „Uff, uff, uff!", da steht Alles uff: de Gemeenen, de Gefreiten und de Unteroff'ciere ooch!"

— Höchster Grad. „Mein Bräutigam ist so verliebt in mich, daß er sogar dichtet!" — „Und mein Bräutigam hat mir zu Liebe sogar aufgehört, zu dichten!"

— Rücksichtsvoll. Baron (zu seinem Diener): „Johann, ich habe einen schweren Börsenverlust erlitten und muß nun schlechtere Cigarren rauchen — willst Du trotzdem bei mir bleiben?"

— Immer Geschäftsmann. Isidor: „Also Du würdest mir Deine Tochter bestimmt geben?" — Feigel: „Natürlich! Hab' sie Dir ja schon gutgeschrieben!"

— Poetisch. „Unser Zimmerherr, Frau Nachbarin, ist zu poetisch! Wenn er zu Bette geht, singt er aus dem „Nachtlager von Granada", und Morgens, wenn er den Kopf in's Waschbecken steckt, declamirt er den „Taucher" von Schiller!"

Zwanzig Francs.

Von Otto Frhrn. v. Völderndorff.

Ich war im Jahre 1868 nach Ostende in das Seebad geschickt worden, um meinen etwas herabgekommenen Nerven aufzuhelfen. Wer beschreibt meine Freude, als ich eines Tages, auf dem Meeressande in der Richtung von Blankenberg dahinwandelnd, in einem gleichfalls einsam mir entgegen Kommenden den Grafen Arthur v. ***kirchen erkannte, mit dem ich manches Jahr in der österreichischen Armee gemeinsam im Regiment Bayern-Dragoner gedient und mit dem ich den Krieg von 1859 so lange mitgemacht, bis ich verwundet wurde. Er hat mich damals bis zum späten Abend gesucht, und daß er mich auffand und mir die nöthige Pflege verschaffte, dem danke ich es, daß ich noch lebe. Graf Arthur war der einzige Sohn eines Nachgeborenen aus der obengenannten standesherrlichen Familie, als er in das Regiment eintrat, bereits elternlos und besaß nur ein spärliches Vermögen. Er war ein herrlicher Junge, voller Lebenslust und Lebensfreude, muthig bis zur Tollkühnheit und dabei herzensgut, ein wahrhaft goldenes Herz.

Bald nach dem Kriege, Niemand konnte sich erklären weshalb, denn seine Bravour hatte ihm die glänzendste Carrière in Aussicht gestellt, quittirte er den Dienst und zog sich in eine kleine Landstadt zurück. Infolge einer Reihe von unvorherzusehenden Todesfällen fiel ihm ganz unerwartet die Standesherrschaft zu, aber er erschien niemals in der Hauptstadt, um den ihm gebührenden Platz in der Gesellschaft einzunehmen, sondern, wenn er nicht Reisen in entfernte Welttheile machte, lebte er einsam auf seinen Gütern. Einmal gelang es mir, ihn unerwartet ausfindig zu machen — in Baden-Baden —, er hatte offenbar eine sehr große Freude, mich wiederzusehen, aber er war ein ernster, fast scheuer Mann geworden, der meinen Fragen nach dem Grunde seiner so auffallenden Veränderung auswich. Anderen Tages war er abgereist.

Dieses Mal zeigte er sich weniger scheu, und indem er mich in überwallender Rührung in seine Arme schloß, versprach er mir, mich nicht wieder so ohne Grund und heimlich zu verlassen. Wir verlebten schöne Tage, tauschten unsere Erinnerungen an die alten Zeiten aus und waren wieder ein Herz und eine Seele, wie ehedem, nur sprach er nie davon, weshalb er den Dienst aufgegeben, und selbstverständlich frug ich nie danach. Er hatte es nicht gern, wenn ich ihn mit anderen Badegästen bekannt machte, und lehnte es längere Zeit hindurch ab, mich in den Club zu begleiten, den die zur Badegesellschaft gehörigen activen und vormaligen deutschen Officiere improvisirt hatten.

Eines Abends ließ er sich doch von mir überreden. Er wurde natürlich sehr zuvorkommend empfangen und die Erzählung einiger interessanter Begebnisse seiner Reisen machte ihn bald zum Mittelpunkt eines aufmerksam zuhörenden Kreises. Unglücklicher Weise wurde dieses gemüthliche Zusammensein plötzlich durch eine Anzahl von einer Seefahrt ziemlich angeheitert heimkehrender junger Officiere unterbrochen, die nach einigem lärmenden Durcheinander in kurzer Zeit das in solchen Fällen unvermeidliche Hazardspiel in Scene setzten. Graf Arthur betheiligte sich nicht daran, er war aufgestanden und blickte durch das Fenster auf das vom Mond beleuchtete Meer. Da zog ihn ein kleines Blumenmädchen, welches in das Zimmer gekommen war, um seine Waare zu verkaufen, am Rock und bot ihm ein Sträußchen an. Der Graf zuckte zusammen, wie von einem elektrischen Schlage getroffen, nahm rasch aus seinem Portemonnaie ein Zwanzig-Francs-Stück und gab es dem Kinde. Dieses, anfänglich ganz verduzt, glaubte nicht an sein Glück und hielt das Goldstück mit staunender Miene in der Hand. Aber als der Geber mit abgewendetem Gesichte rasch die Worte sprach: „Gardez — le, je vous le donne", stieß es ein Freudengeschrei aus und stürzte aus dem Zimmer.

„Nun, ich muß sagen," — rief jetzt der junge Fürst Rakonitz, einer der am meisten Angeheiterten — in einem Tone, der anzeigte, daß er Streit suche, „bisher habe ich geglaubt, Ihre Vermögensverhältnisse erlaubten Ihnen nicht, mit uns zu pointiren; nun sehe ich aber, daß Ihnen das Geld leicht in der Hand sitzt und ich möchte mir beinahe die Frage erlauben, ob vielleicht wir als Mitspieler Ihnen nicht gut genug sind." Graf Arthur wurde todtenblaß und mit mühsam bekämpfter Aufregung erwiderte er: „Ich bitte, mein Fürst, brechen wir das Gespräch ab, bevor es zu Beleidigungen kommt! Wie ich principiell nie spiele, so habe ich auch meine Gründe, mich nicht zu schlagen. Als Cavalier werden Sie aber einen Mann nicht beschimpfen wollen, von dem Sie wissen, daß er von Ihnen eine Satisfaction nicht verlangen wird. Uebrigens werde ich sofort den Club und morgen Ostende verlassen."

Fürst Rakonitz wollte Etwas erwidern, aber ich kam ihm zuvor. „Meine Herren", rief ich, „mein Freund Graf***kirchen hat im Feldzuge von 1859 Proben von Tapferkeit abgelegt, die seinen Muth außer allen Zweifel stellen. Wenn er Gründe hat, sich nicht zu schlagen, so sind es jedenfalls ehrenwerthe und ich erkläre hiermit, daß ich mit meiner Person statt seiner in jeder Hinsicht eintrete". Damit legte ich meinen Arm in den seinen und wir verließen das Zimmer. „Führe mich in mein Quartier", sagte Graf Arthur schweratmend „und begleite mich; Dir bin ich Aufklärung schuldig." Und zu Hause angekommen, erzählte er mir Folgendes:

„Du erinnerst Dich vielleicht noch, daß ich kurz nach dem 1859er Feldzuge eine Reise an die Riviera machte, um mich etwas zu erholen. Ich war damals noch der arme Officier, aber stolz auf den außer der Tour erkämpften Hauptmann und genoß das Leben, wie man es eben genießt, wenn man kurz zuvor dem Tod auf dem Schlachtfelde hundert Mal in's Auge gesehen hat. Aber leider liegt Monaco allzunahe bei Nizza und zu allem Unglück waren die italienischen Obligationen, in denen mein kleines Vermögen bestand, gekündigt. Mein Bankier hatte sie mir zur Beifügung der zum Umsatz nöthigen Unterschrift geschickt und mir gerathen, sie des bessern Kurses wegen in Nizza zu versilbern und so trug ich das Geld bei mir, als ich eines Tages wieder in jenes Unglücksparadies mich begab. Um es kurz zu machen, am Roulettetische erfaßte mich der Spielteufel und als ich nach einer Stunde halb wahnsinnig aus dem Saale stürzte war ich ein Bettler; ich hatte nicht mehr so viel, um meine Hotelrechnung bezahlen zu können. Ich stürmte in die Nacht hinaus, keines vernünftigen Gedankens mehr fähig, durch die Alleee, welche sich an der Straße zum Meere hinzieht. Da plötzlich fällt mein Blick auf etwas im Mondlichte Hellglänzendes — es war ein Zwanzig-Francs-Stück. Auf einer der Bänke saß ein etwa achtjähriges Mädchen fest eingeschummert, neben ihr stand ein Körbchen mit Blumen — ich hielt sie also für eine der kleinen Blumenverkäuferinnen, denen man dort auf Schritt und Tritt begegnet. — In ihrem weißen Schürzchen lag das Goldstück; offenbar war es ihr beim Einschlafen aus der Hand, die sie noch krampfhaft geschlossen hielt, herabgeglitten. Vielleicht war es das unerwartete Geschenk eines übermüthigen glücklichen Spielers gewesen, vielleicht ihr Wochenerlös. Und während ich dies denke, schießt es wie ein Blitz durch mein siedendes Gehirn: „Das ist Glücksgeld, das muß Dich retten." Mit fiebernder Hand reiße ich ein weißes Blatt aus meinem Taschenbuche, schreibe darauf: „Bon pour vingt francs", lege es dem Mädchen in den Schooß und nehme den Napoleon an mich. Noch ein kurzes Zaudern, dann eile ich in den Spielsaal zurück. Eben ertönt das: „Messieurs faites votre jeu." Ich will das Goldstück auf Nummer 20 werfen, aber es fällt auf 21 und ehe ich es richtig rücken kann, erschallt schon das: „Rien ne va plus." Die Kugel rollt und mit seiner monotonen Stimme ruft der Croupier: „Numero Vingt-un, Rouge, Impaire, Passe." (Die Nummern über 18 sind „passe", die unter 18 „manque".) Der dreiunddreißigfache Betrag fliegt aus den Händen des Cassiers auf meinen Einsatz; rasch schiebe ich das Ganze auf Rouge und „rouge, rouge, rouge" ertönt es fortlaufend, eine zehnmalige Serie, in die ich gerathen, läßt mich mehr als eine halbe Million gewinnen! Jetzt aber raffe ich das vor mir liegende Gold und die Bankbillete zusammen, stopfe sie in meine Taschen und eile aus dem Saale, um meinen Bon tausendfach einzulösen.

Die Bank, auf der die Schläferin gesessen, war leer!

Halb sinnlos vor Schrecken stürze ich die Allee auf und ab, suche in allen Nebenstraßen, umsonst — das Blumenmädchen ist nirgends zu finden! Andern Tags setze ich einen Aufruf in alle Zeitungen, vermittle den Anschlag zur Aufforderung, die Besitzerin des Bon möge sich bei mir melden, an den Straßenecken. Ich suche jedes Blumenmädchen von Monaco zu ermitteln, spreche mit allen, umsonst — das Kind, das ich (wie ich mir jetzt vorwerfe) — bestohlen habe, bleibt verschwunden! Du bist ehrlos geworden, sage ich mir, Du kannst und darfst des Kaisers Rock nicht mehr tragen! Mit dem bittersten Schmerze reiche ich meinen Abschied ein. Das Glück überhäuft mich mit seinen Gaben, ich erbe — was nie zu erwarten war — die Standesherrschaft und neben den Gütern große Reichthümer. Was hilft es mir? Ich hielt mich für unwürdig, eines ehrlichen Mannes Hand zu drücken. Deshalb mein scheues Benehmen in Baden-Baden. Allmälig fühle ich mich durch meine Reue und indem ich meinen Besitz lediglich zum Besten meiner Mitmenschen zu verwenden trachte, einigermaßen gereinigt. Aber eine Ehre, die ich verloren, mit der Waffe in der Hand vertheidigen zu wollen, wäre schändlich. Deshalb schlage ich mich nicht mehr." Er schwieg. Ich zermartete mein Gehirn, um ihm Trostgründe sagen zu können; ich bekenne mit Schmerz, daß ich keine fand. Anderen Tages war Graf Arthur abgereist.

Ueber ein Jahr lang hörte ich nichts von ihm. Da erhielt ich eines Tages eine Depesche von ihm aus Nizza. „Ich vermähle mich dahier am 15. lf. Mts. mit der Nizzaer Kaufmannstochter Theresina Balbi. Rechne auf Dich als Trauzeugen. Brief folgt. Arthur."

Der Inhalt des Briefes war folgender: „Lieber, theurer Freund! Ich bin erlöst, ich bin namenlos glücklich, meine Schuld wird getilgt, in der süßesten Weise getilgt, indem mir ein engelgleiches Wesen sein Herz und seine Hand schenkt. Da ihr Stand ein Hinderniß geboten hätte, habe ich mit dem nächsten Anwärter auf die Standesherrschaft, unter Verzicht auf diese, ein Abkommen getroffen und der Kaiser hat mir erlaubt, meinen Namen in den eines Grafen v. Kirchen zu ändern. Ich wollte meine Theresina nicht auf die linke Hand heirathen. Und nun höre, wie wunderbar die Wege der Vorsehung auch in diesem Falle waren. Es zog mich diesen Winter wieder einmal wie mit magnetischen Kräften nach der Riviera. Natürlich suche ich Monaco auf und setze mich wie schon so oft auf die Bank, wo mich das Verhängniß ereilt hatte, das mein Leben so lange verdüsterte. Da kommen zwei Frauen, eine ältliche und eine jüngere, und setzen sich auf dieselbe Bank.

„Ich möchte nur wissen", sagte die Aeltere der Beiden, „warum Du immer gerade auf dieser Bank sitzen willst, Theresina?"

„Weil ich da vor Jahren die kummervollste Stunde meines Lebens verbracht habe," erwiderte das junge schöne Mädchen, das wie die ältere Frau bürgerlich einfach gekleidet war. „Meine Mutter hatte mich an jenem Tage, ich war eben sieben Jahre geworden, nach Monaco mitgenommen, um meiner Taufpathin einen Besuch zu machen. Diese schenkte mir ein Körbchen voll Blumen und ein Zwanzig-Francsstück, damit ich mir eine rothe seidene Blouse, längst mein Herzenswunsch, dafür kaufen sollte. Ich war überglücklich und ließ das Goldstück nicht aus der Hand. Es war Nacht geworden, meine Mutter hatte noch einen nothwendigen geschäftlichen Gang zu machen und ich erklärte, zu müde zu sein, um mitzugehen. So setzte sie mich auf diese Bank, mit dem Auftrage, ihre Rückkehr abzuwarten. Bald schlummerte ich ein. Als ich erwachte, war mein Schatz verschwunden, statt desselben lag ein Stückchen weißes Papier in meinem Schooß. Schreiend und weinend laufe ich umher, bis meine Mutter kommt und mich rasch auf die Eisenbahn bringt zur Heimfahrt. Ich habe mich wochenlang nicht trösten können."

„Und Sie haben das weiße Blättchen noch?", rief ich aufspringend mit vor Aufregung erstickter Stimme. Die beiden Frauen waren nicht wenig erschrocken und offenbahr verhinderte sie nur der Schrecken am Davonlaufen.

„Fürchten Sie Nichts," fuhr ich fort, „ich bin nicht wahnsinnig, aber von der Beantwortung meiner Frage hängt das Wohl und Wehe meines Lebens ab. Haben Sie das Papier noch, von dem Sie sprachen?"

„Gewiß habe ich es," sagte das junge Mädchen, „und zwar trage ich es stets bei mir. Hier ist es."

Dabei zog sie das Blatt, das ich damals aus meinem Taschenbuche gerissen, hervor und legte es in meine Hand. Jeder Zweifel war ausgeschlossen.

„Was verlangen Sie dafür", sagte ich zögernd, „damit Sie mir meinen Diebstahl verzeihen?"

„Wie, Sie sind es gewesen, der mir damals das Papier in den Schooß legte?" rief das Mädchen voll höchsten Erstaunens.

„Ja, ich war es; ich habe Sie bestohlen!"

„Aber verehrtester Herr", meinte nun das junge Mädchen mit lieblichem Lächeln, „von Diebstahl kann doch keine Rede sein, nachdem Sie mir einen Schuldschein ausgestellt haben; es war höchstens ein etwas ungezwungen genommenes Darlehen. Geben Sie einem Armen 20 Lire und einem zweiten wieder 20 Lire als Zinsrückstand und mir lassen Sie den Bon zur Erinnerung."

Daß ich mich damit nicht zufrieden gab, obwohl ich von der hübschen und klugen Art der Sprecherin entzückt war, begreifst Du. Ich bat um die Erlaubniß, die Tante, eine Kaufmannswittwe, die mit ihrer verwaisten Nichte Theresina in Nizza wohnt, besuchen zu dürfen und schickte 20,000 Lire in Theresinas Namen zur Vertheilung an die Armen von der Mairie. Meine Besuche bei der Tante aber wurden immer häufiger und eines Tages gab mir Theresina ihre Einwilligung, mir für das Leben anzugehören. Konnte ich meinen Schuldschein besser und vortheilhafter einlösen? Ja so, Du kennst ja Theresina nicht! Also eile, komme, sehe und beglückwünsche dann Deinen erlösten, alten Freund!"

Herbst.

Von P. J. Willatzen.

Das ist der Herbst, wenn wild einher
Die Stürme durchs Eichthal sausen,
Wenn die Wipfel wie ein empörtes Meer
Langathmig brausen und brausen.
Ha, wie das ächzet und wie das stöhnt,
Wie wenn eine Wogenschlacht ringsum dröhnt,
Als gält' es die Eichen zermalmen
Gleich Halmen —
Das ist der Herbst.

Das ist der Herbst, wenn Blatt um Blatt
Die Zweige sich wieder entkleiden,
Wenn lebensmüde und lebensmatt
Die Blumen von hinnen scheiden,
Wenn still sie neigen das liebliche Haupt,
Weil erkaltet das Sonnenherz, dem sie geglaubt,
Und weil's nun zu frostig auf Erden
Will werden —
Das ist der Herbst.

Das ist der Herbst, wenn im Gezweig
Allmählich die Lieder verstummen,
Indes die Fluren, sonst farbenreich,
In Nebelgrau sich vermummen.
Der Rabe nur krächzet vom kahlen Baum,
Das klingt so schaurig im Waldesraum,
Wo allwärts so todt und so eigen
Ein Schweigen —
Das ist der Herbst.

Und das ist Herbst auch, wenn das Herz
Dir matter und matter will schlagen,
Wenn das Haupt du neigest erdenwärts,
Das einst gar stolz du getragen,
Wenn die Schwinge des Geistes kraftlos wird,
Wenn dein Muth gebrochen im Staube irrt
Und du flehst, daß der Herr das Ende
Dir sende!
Ja, das ist Herbst!

— Naiv. Madame (zu einem Kindermädchen, das sie engagiren will): „Verstehen Sie denn auch, mit Kindern umzugehen?" — Mädchen: „Gewiß! Ich war ja selber 'mal eins!"

Freundliches Antlitz.

Es gibt kaum etwas Anziehenderes, als ein „leuchtendes Angesicht". Ich kann keine Bewunderung hegen für ein Gesicht mit einem herben Lächeln, wenn das auch manchem interessant erscheint. Ein Lächeln dagegen, das von der Hand Gottes selbst auf ein Menschenantlitz geschrieben ist, als Titelblatt oder Inhaltsverzeichniß ganzer Bände von guten Gefühlen darin, wirkt wie ein Gruß aus der höheren Welt. Du sprichst: „Mein Angesicht ist hart und fest geprägt, und meine besten Gefühle können sich in seinen Zügen nicht offenbaren". Das glaube ich dir nicht. Heiterkeit und Frohmuth der Seele sind so fein und durchdringend, daß sie sicherlich aus einem Winkel des Auges oder des Mundes hervorschauen. Setze nur hinter dein Angesicht ein Gefühl aufrichtiger Dankbarkeit gegen Gott und herzlicher Liebe zu deinem Mitmenschen, und du wirst jeden Tag eine Predigt halten, so lang wie die Straße, die du hinabgehst, wie die Zahl der Leute, denen du begegnest, und darin verschiedene von anderen Predigten, daß von ihr gilt: „Je länger, desto besser". Der Grund dafür, daß es so viele saure, so viele verdrießliche, so viele fade Angesichter gibt, liegt darin, daß Männer und Frauen ebenso vielfach beißend und unzufrieden und stumpfsinnig sind. Das Mittel, dein Angesicht zu verschönen, ist kein anderes, als deinen ganzen inneren Menschen zu verschönen. Der Reiz des Antlitzes hängt nicht von der Regelmäßigkeit der Züge ab. Ich kenne Personen, deren Stirn rauh, deren Auge schief, deren Nase ungewöhnlich lang und deren Mund auch nichts weniger als schön ist, und doch sind sie so reich an innerer Schönheit der Seele, daß man sie gern anblickt und ihre Gegenwart wie eine Offenbarung wirkt. Freundliche Liebe wohnt auf ihrem Antlitz.

Freundliche Liebe, wer ihr in die Augen schaut, den fesselt sie für immer. Sie sucht der Menschen Bestes. Sie sehnt sich zu geben, ohne Lohn. Sie hat Hilfe für die Bedürftigen und Trost für die Kranken; sie fühlt mit den Unglücklichen; sie freut sich mit den Glücklichen; sie gibt Kraft den Schwachen, Glaube und Zuversicht den Zweifelnden; und für alle hat sie das süße Lächeln der Hoffnung. Oft erwächst sie aus dem Boden der Einsamkeit, aber sie blüht mitten unter dem Druck und dem Sturm des Lebens. Obgleich sie eine Weltmacht ist, so fährt sie sanft einher, wie ein leiser Wind über die Stirn des müden Wanderers und wie ein Blüthenregen auf ein von Schmerz gebeugtes Haupt.

Ein Opfer der Erziehung.

Klärchen zeigt absolut keine Neigung für Küchenbeschäftigungen. Die Mama aber ist der Ansicht, daß ein Theil der Mitgift, und zwar nicht der unwichtigste, den man einer Tochter in eine Ehe mitgeben könne, unbedingt die Kochkunst sein müsse.

Klärchen wird also einfach hinausgeschickt, da werden ihr die hochtrabenden Instituts-Gedanken, die sie mit heimbrachte, schon vergehen! Natürlich giebt es Thränen, das ist der Mama aber ganz egal, sie bekommt ihre genaue Instruction und einen beschriebenen Zettel, daß sie sich bei der Bereitung des gewünschten Menü's Rathes erholen kann und dann — hinaus! Die Köchin wird zu Besorgungen fortgeschickt, sie selbst widmet sich der Instandsetzung der Zimmer und Klärchen soll nun mit den Lieferanten, welche die Sachen ins Haus bringen, nur alleine fertig werden.

Um zehn Uhr sieht die Mama in der Küche nach und erschrickt fürchterlich, als sie Klärchen auf einem Küchenstuhle schluchzend sitzen findet. Und dazu ist sie noch ganz schwarz im Gesichte und das schwarze Kleidchen zeigt Mehlflecken.

„Ja, um Gotteswillen, Klärchen, wie siehst Du denn aus?" ruft sie, nichts Gutes ahnend.

Worauf die Tochter unter krampfhaftem Weinen antwortet: „Das hast Du von Deiner Grausamkeit! Erst kommt der Mehl-Lieferant, dann der Rauchfangkehrer, beide halten mich für eine neue Köchin und ....und...."

„Nu — un, u—nd?"

„Haben mich geküßt!!"

— Beim Hundehändler. Junge Wittwe: Ich werde doch den schwarzen Pudel wählen. Er paßt so gut zu meinem Trauercostüm!

— Enragirter Sportsmann. Der Meier ist ein so leidenschaftlicher Radfahrer, daß er in Gedanken aus der Haut nur per Bicycle fährt.

— Zu früh. Unterofficier: „Schnurzel, kein dummes Gesicht gemacht! Das können Sie machen, wenn „Rührt Euch!" commandirt ist!"

— Die Hauptsache. 1. Student: „Also am Dienstag steigst Du in's Examen? Du hast Dich ja gar nicht vorbereitet!" — 2. Student: „Allerdings — aber meinen Alten!"

— Das Unentbehrliche. „Sie gehen nicht in den Ballsaal, Herr Lieutenant?" — „Kann unmöglich, habe Monocle vergessen!"

— Frauenlob. „Sie haben ja, wie ich höre, eine sehr brave, sparsame Frau?" — „Jawohl, Sie hat mir schon manchen Kreuzer vom Munde abgespart!"

— Im Heirathsbureau. Mutter: „Meine Tochter spielt auch perfect Klavier." — Heirathsvermittler: „Schadet nichts, wird sich schon noch ein Schwerhöriger finden."

— Bedingt. Dame: „Ja, ja, durch Schaden wird man klug." — Lieutenant: „Na ja, wer noch klüger werden kann!"